

## Meine Damen und Herren!

Wir stehen bei der Betrachtung der Anrede des Vater Unser und ich hatte zuletzt den Versuch gemacht, den Vaternamen, wie er hier in diesem Gebet auftaucht, in seiner Vermittlung deutlich zu machen, d.h. ihn verständlich zu machen als eine Bezeichnung Gottes, die im Sinne dieses Gebetes nicht anders interpretiert werden kann als gestiftet und xxxix begründet durch die Vermittlung Jesu Christi, als des vom Vater gesandten eingeborenen Sohnes, der, in dem er Mensch geworden ist, in die Gemeinschaft mit Menschen eingetreten ist und ihnen damit die Möglichkeit eröffnet hat, an seiner Sohnschaft teilzunehmen, wenn sie sich unter diese seine einzigartige Sohnschaft als die über ihnen aufgerichtete Herrschaft einfügen. Die Herrschaft des Sohnes ist die Kraft der Beteiligung von Menschen an dieser seiner Seinsweise u. seiner Würde und damit die Einrichtung und Einsetzung von Menschen in das Recht, Gott unter dem Namen "Vater" anzurufen. Dabei die Wirklichkeit dieses Rufes - das Erläutern die beiden aus Paulus herangezogenen Stellen Rm 8 u. Gal 4 - nicht aus der Eigenmächtigkeit oder die in Selbstverwaltung genommenen Berechtigung des Menschen herfließt, sondern diese Möglichkeit der Anrufung wird in die Wirklichkeit umgesetzt Kraft des Geistes des Sohnes, der vom Vater gesandt wird, wie der Sohn dieser Sendung seines Geistes in der Menschwerdung vorausgegangen ist. So daß etwa H. Schlier in seinem Gal 4er-Kommentar geradezu von zwei Taten Gottes sprechen kann: Von der Tat Gottes, in der der Sohn in die Welt gesandt wird, und von der Tat Gottes als der Mitteilung des Geistes der Sohnschaft auf der Grundlage und der Voraussetzung der geschenehen Menschwerdung des Sohnes. Von dieser Vermittlung also der Möglichkeit in der Welt der Menschenwelt, Gott als den Vater anzurufen durch die Wirklichkeit und die Geschichte Jesu Christi, von dieser Position stellt sich eigentlich neu die Frage, wer das Subjekt in dieser Anrede eigentlich ist, wer vollzieht, wer tätigt diese Anrede, in der wir sagen "Unser Vater"? Wer ist das "Wir", das in dieser Anrede mitgehalten ist und sich in indirekter Weise zum Ausdruck bringt. Hier hat schon früh die christliche Auslegung darauf aufmerksam gemacht, daß dieses "Wir" keineswegs einfach identifiziert werden kann mit der Menschheit im allgemeinen, daß also nicht einfach der heidnische Universalismus repetiert werden kann, so als gehöre es gleichsam zur menschlichen Natur, Gott als den Vater anzurufen, wie das etwa bei Homer geschieht und wie es auch bei Kleandros, diesen stoischen Philosophen, in seinem Zeus-Hymnus geschieht: Die Anrufung des Vaters Zeus, daß er den Menschen Einsicht und rechten Sinn mitteile und damit die Verwirrung auflöse, die darin besteht, daß der Mensch zwar immer das Gute wolle, aber stets das Gegenteil verfolge. Diese Einsicht möge Zeus, der Vater der Götter und Menschen, auflösen. Dies ist die Bitte auf der heidnischen Seite, der gegenüber steht die Auszeichnung Israels in seiner Partikularität als die ermächtigte Gemeinschaft, Jahwe als den Vater zu preisen und sich ihm anzuvertrauen. Jeder die heidnische Universalität noch die jüd. Partikularität können in Betracht kommen, wenn es um das Verständnis des "Wir" geht, das sogar noch eine gewisse Problematisierung und Radikalisierung seiner Fraglichkeit dadurch erhält, daß es im Sinne des christl. Glaubens ernsthaft damit gerechnet werden muß, daß in der Wirklichkeit Jesu Christi eine Gottessohnschaft auf den Plan getreten ist, die schlechterdings einzigartig und unvergleichlich ist, so daß hier eine Indivi-

dualität geradezu sperrend gegenüber dem Plural 'wir' auftaucht. Zur Konsequenz hat dies, daß, wenn tatsächlich bei diesem einziartigen Sohn die Kraft der Erweiterung der Subjektivität ins 'wir' liegt, und ganz und gar bei ihm liegt, daß dieses 'wir' sich bestimmen muß offenbar im Verhältnis zu demjenigen, was der Christuswirklichkeit in der Welt vorausgegangen ist. Ihr voraus geht offenbar die Scheidung der Menschheit in Juden und Heiden. Was mit Bezug auf dieses vorausgehende weltgeschichtliche Datum hinsichtlich des 'wir' zu sagen ist, kann nur bedeuten, das 'Wir' ist eine Größe, die gebildet ist aus Juden und Heiden. Es ist eine Größe, die jedenfalls nicht in irgendeinem Sinne definiert wird durch das, was an jüd. u. heidn. Wirklichkeit in der Welt geschehen ist. 'Wir' setzt sich zusammen aus Juden und Heiden, ist in seiner Wirklichkeit offenbar Überwindung des Widerspruchs zwischen jüd. u. heidn. Lebenshaltung u. Lebensweise und der Weise der Gotteswahrnehmung u. des Gottesbewußtseins: Aufhebung und Überwindung dieses Widerspruchs in der Bindung dieses 'wir' an diesen Einen, der in der Mitte des Gegensatzes steht, und versöhnend diesen Gegensatz in sich überwunden hat, so daß Menschen offenbar, die diese Überwindung als erfolgt und ihnen mitgeteilt verstehen, auf diese Überwindung sich einlassen können, um in der Anerkennung der geschehenen Überwindung durch den eingeborenen Sohn nun ihrerseits diese Wirklichkeit in ihrem Leben zur Darstellung zu bringen. Sie sind nicht diejenigen, die das leisten oder die Absicht haben zu leisten, was allein dem Sohn vorbehalten war, sondern sie sind nur die, die in der Nachfolge des entsandten Sohnes diese von ihm vollbrachte Wirklichkeit darstellen, repräsentieren, bezeugen können. Dieses 'Wir' ist ein exklusiv gestiftetes durch Jesus Christus, dem eingeborenen Sohn. Er ist der Wirklichkeitsgrund und auch der Erkenntnis- und Verständnisgrund dieses 'wir'. Die noch in der Weltgeschichte sich abzeichnende Gegensätzlichkeit der Menschheit, zerspalten in Juden und Heiden, ist gleichsam nur das Materielle, der Stoff, aus dem dieses 'wir' gebildet wird, ohne daß aber dieser Stoff von sich aus bestimmende Kraft und Bedeutung haben kann. Das 'Wir' als die Gemeinschaft derer, die Jesus Christus nachfolgen und in dieser Nachfolge auch untereinander vereint und zusammengeschlossen sind, dieses 'wir' hat auf Grund dieser radikalchristol. Bezogenheit durchaus, so wie es K. Barth in seiner KD einmal umschrieben hat, ontologischen Charakter und ist nicht nur eine rethorische Floskel. Aber dieses 'wir' hat auch den eigentümlichen Charakter, nicht in einer bestimmten Partikularität festgehalten werden zu können. Es wird zwar so viel zu sagen zu sein, daß dieses 'wir' besteht aus denen, die sich die Mitteilung der Sohnschaft durch Jesus Christus gefallen lassen. Diese 'Wir' sind offenbar die, die Jesus Christus anzuerkennen bereit sind als die Mitteilung der Wahrheit Gottes, als die Mitteilung des göttlichen Rechtes zur Anrede Gottes als Vater und die auch davon Gebrauch machen. Aber indem es Menschen gibt, die von dieser Berechtigung wesentlich Gebrauch machen, sind sie zugleich solche, die sich nicht als eine geschlossene Größe inmitten der Weltgeschichte etablieren können, sondern die sich gewis ermaßen nur verstehen können als eine im Prozeß, im Fluß betreffende Größe, die permanent dabei ist, ihre Größe gegenüber der Welt zu transzendieren. Sie kann sich nicht bei einem Sein als einer Begebenheit berufen, sondern sie ist in den Prozeß des Übersteigens aller innerweltlichen Beschränkungen, Bedingungen, Begrenzungen ihrer Wirklichkeit in der Gewißheit, daß diese Setzung des Sohnesrechtes in dieser Welt eine ebenso umfassende u. universale ist, wie die ursprüngliche Wirklichkeit von einzig-

artiger Bedeutung in der Person Jesu Christi und sonst nirgends gewesen ist. Die radikale Individualität der Wirklichkeit Jesu Christi und die ebenso bedingungslose Universalität der von ihm aufgerichteten Wahrheit bedeuten für die Christen, die in der Konsequenz der Sendung des Sohnes existieren, daß sie gleichsam zwischen diesen Polen der absoluten Individualität und der absoluten Universalität prozessierend ihre Existenz haben, so daß sie ständig in diesem Prozess das universale Recht der Sohnschaft gegen alle Versuche und alle Tendenzen der Einschränkung durchsetzen und sich schon garnicht damit begnügen können, es in der Innerlichkeit ihrer eigenen Subjektivitäten hineinbinden und hineinziehen zu lassen. Das 'Wir' in dieser Prozeßgeschichte der Aufrichtung und Bezeugung des in Universalität geltenden Sohnesrechtes für alle Menschen hat zur Folge, daß auch die Bitten, die die Christen im Herrengebet übernehmen, daß die alle und ins gesamt in dem Maß, in dem sie Bittenden sind, auch fürbittenden Charakter notwendigerweise haben, fürbittend nämlich für alle diejenigen, die potentiell im universalen Sinn des 'wir' eingeschlossen sind und aktuell bereits an dieser Wirklichkeit partizipieren. Die Bitte der Christen ist ihrer Tendenz nach und sozusagen in der Prozeßgeschichte der Austragung des Rechtes der Sohnschaft stehend eine zugleich immer auch fürbittende Gebetsgeschichte. Und darin spiegelt sich noch etwas wieder von der Wirklichkeit und dem Sein Jahwes in der Geschichte mit seinem Volk sofern ~~ein~~ auch dieses Volk ein solches ist, das auf dem Weg und in der Wanderschaft existierend vorgestellt ist in der Erinnerung des AT.

Der Unterschied freilich wird hier auch sofort zu sehen sein, wenn darauf geachtet wird, daß durchaus nach jüd. Vorbildern die Anrede Gottes als Vater mit dem Zusatz versehen ist - betont offenbar mit dem Zusatz versehen wird - *ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς* (der im Himmel ist). Diese Wendung hat fraglos gewissen trad. Charakter: Das Vorbild findet sich in jüd. Gebeten in Fülle. Dennoch meine ich wird man diese Wendung mindestens in zweifacher Hinsicht in ihrer Besonderheit zu bedenken haben, die in dem Kontext dieses Herrengebetes zukommt.

Zum einen meine ich sei in dieser Wendung etwas mitgesetzt von der eschatol. Zeitlichkeit, in der dieses Gebet lokalisiert ist. Und eschatol. Zeitlichkeit meint hier dasjenige, das Pls in dem Gal-brief mit dem *πληρωμὴ τοῦ χρόνου* umschrieben hat, mit dem Gedanken der Fülle, der Erfüllung aller Zeiten. D.h., daß diese Zeit mit der Sendung des Sohnes zu ihrem Ende gekommen ist und also nicht mehr als eine bestimmende Größe erinnert werden kann. Deshalb bedeutet diese Zeitsituation für das 'wir' in ihr, daß sie sich nicht mehr aus der Horizontalen ihrer weltgeschichtl. Herkunft betreiben kann; d.h., nicht mehr ist es die geschichtl. Erinnerung an die Väter od. die geschichtl. Erinnerung an die Ahnen und Vorfahren, die für das Sein des 'wir' in der Wahrnehmung der Sohnschaft konstitutiv ist, im Unterschied zu Israel. Israel bleibt zu aller Zeit, auch dort wo es sich berufen und erwählt weiß von Jahwe, durchaus eingebunden in jene Horizontale, die es für sein Selbstverständnis wesentlich macht, daß sich Israel erinnert der Väter Abraham, Isaak u. Jakob. Diese Tradition, diese Kontinuität ist für das Sein Israels mitkonstitutiv, wie wohl Israel weiß, daß es sein Selbstsein nicht dieser irdischen Herkunft verdankt, aber wohl wissend darum, daß seine göttl. Stiftung diese Dimension unweigerlich und unverzichtbar impliziert. Genau das scheint mir ausgesprochen zu sein hier in dieser eigentümlich christl. gewendeten Gebetsanrede. Hier hat diese Wendung *ὁ ἐν τοῖς οὐρανοῖς* geradezu den kritischen Cha-

rakter, die kritische Bedeutung, daß damit alle innergeschichtlichen u. innerweltlichen Herkünfte u. Ursprünge abgeschnitten sind und mit einer Exklusivität gesagt wird: Wir haben nur einen Vater, und dies ist der himml. Vater. Wir können nicht eine menschl., irdische, geschichtl. Autorität od. Größe noch als den Vater zitieren, wie etwa Israel Abraham als seinen Vater zitiert u. sich selbst versteht in der Sonschaft und Nachfolge Abrahams. Solch Traditionen, solch Kontinuitäten im Raum der Geschichte sind offenbar doch nicht mehr möglich, wo un der Situation der erfüllten Zeit das in ihr aufgerichtete Recht und die darin aufgerichtete Gottesbeziehung wahrgenommen wird. Und das andere Moment, das in diesem *év τὸς οὐρανοῦς* mit zu bedenken wäre, ist, daß hier offenbar mit dem - wenn ich so sagen darf - erfüllten Himmel gerechnet wird. Himmel, das meint in der bibl. Überlieferung die Wirklichkeit, die unserem Zugriff, sei es unserem erkennenden, sei es unserem tätigen Zugriff entzogen ist. Himmel ist diejenige Wirklichkeit, in der der Mensch keinen verfügbaren Raum u. keine verfügbare Begebenheit hat. So daß dieses, was Himmel genannt wird, gleichsam die reine Transzendenz des irdisch-menschlichen creativen Seins ist. Aber eine Transzendenz offenbar, die rein bezogen auf die creatürliche Imanenz den Charakter des Unbestimmten an sich hat. Aber nicht auf eine solche unbestimmte, nur negativ qualifizierte Transzendenz ist der Mensch in dem Gegenüber zu Gott bezogen, sondern diese unbestimmte Transzendenz hat ihre Definition erfahren durch den Vater, durch Gott selbst. Gott ist nicht außerhalb dieser Transzendenz, jenseits ihrer, so daß sozusagen diese Jenseitigkeit dem Menschen noch überlassen bleibt; über Goldgrund, in den er seine Bilder u. Projektionen hineinmalen kann, sondern dieser Goldgrund ist gezeichnet und hat seine Bestimmung durch Gott selbst. Er ist derjenige, der das Jenseits unseres Existierens, das Jenseits unseres geschöpflichen Seins definiert, so daß wir nicht ins Leere hinein transzendieren, wenn wir über die Gegebenheiten und Zuständlichkeiten unsres Seins hinausgehen. Das hat deshalb eine gewisse Bedeutung - und ich denke wir werden im Zusammenhang der Näherbestimmung der Heiligung des Namens und also der Erkenntnis Gottes darauf eingehen müssen -, weil damit im Grunde für die Theologie der Gedanke zu einem höchst problematischen Fach wird, als könne ~~es~~ von Seiten des sich selbst transzendenten Menschen aus ein positiver und bestimmter Begriff von Transzendenz gewonnen werden oder ein Begriff von Transzendenz, der gewissermaßen als der große Hohlraum aufgefaßt werden kann, in den die Zielprojektionen unserer Existenz hineingesetzt werden können, wodurch Marschrouten und Direktiven für unser Verhalten entwickelt werden. Ich erinnere z.B. daran, daß E. Bloch etwa davon sprechen kann, daß durchaus in den Religionen zu Recht diese große Projektionswand im Bewußtsein gewahrt und geachtet wird, jene große Projektionswand des menschlichen Geistes, der sich nicht mit den Begebenheiten der faktischen Welt zufrieden gibt, sondern sie übersteigt und diese seine Hoffnungsbilder und Wunschutopien hineinmalt auf diesen noch unerfüllten Horizont seiner Zukunft. Es ist der leere Raum, der in den Religionen freilich zu Unrecht meint Bloch, gefüllt würde mit allerlei supranaturalen Imaginationen, so daß der Mensch geradezu durch die Bevölkerung des Hohlraums mit den Gestalten seiner Phantasie davon abgehalten wird, diesen Raum wirklich als das zu nutzen, was er ist, nämlich als den Vorräum seiner eigenen Entwicklung, in die hinein die Humanisierung seiner selbst zu erfolgen hätte. Hier wird bei Bloch eine charakteristische Umkehrung angesichts dessen vorgenommen, was zum

Begriffe der Transzendenz in der Theologie notwendig hinzu gehört, daß nämlich das Eigentliche der Transzendenz im Sinne des christlichen Glaubens nicht etwa dieser Handlungsvorraum ist, sondern daß das Wesentliche darin zu sehen ist, daß es Gott offenbar es selbst ist, der diesen Vorraum so bestimmt und so definiert, daß nicht durch unser Transzendieren allererst die Direktion und die Richtung unseres Existierens festgelegt wäre, sondern das hier schon eine Maßgeblichkeit auf dem Plan ist, noch ehe wir als Täter in diesen Raum uns hineinbewegen. Wir sind nur als Gerufene auf diesen Raum bezogen, nicht aber als solche, die stiftend in ihm sich einnisten.

Diese beiden Elemente im Begriff des Himmels in der Anrede 'unser Vater im Himmel', das Abschneiden der Erinnerung an eine innerweltliche Herkunft als konstitutiv für das Sein des bildenden 'wir' und die Erkenntnis, daß das Woraufhin des Existierens und das Woraufhin des Handelns nicht ein leeres Woraufhin ist, nicht ein leerer Himmel, nicht eine leere Transzendenz, die allererst durch unsere Phantasie, durch unsere creative schöpferische Begabung mit wertvollen Zielen besetzt werden kann, sondern das dieses Woraufhin das Woraufhin Gottes selber ist, der als der Vater uns vorsteht und insofern derjenige ist, auf dessen Ruf antwortend der Glaube im Gebet den ersten Schritt in die Richtung auf Gott zu macht und tut, in der Erkenntnis, daß von ihm her sich Transzendenz eröffnet, nicht aber von dem voranschreitenden Menschenwesen diese Transzendenz geboren wird; von diesen beiden Momenten möchte ich nur kurz bezeichnen und den Übergang nun mindestens skizzieren zum Verständnis und zur Auslegung der ersten Bitte, indem ich noch einmal auf die Vaterbezeichnung zurückgehe, um sie in der Dialektik von Vater und Sohnschaft zu bestimmen. Wenn wir davon ausgegangen sind, daß für den christlichen Glauben die Vaterbezeichnung und das entsprechende Sohnsein im Sinne strenger Singularität zu verstehen sind, so muß dabei zugleich diese Singularität in ihrer doppelten Fächerung reflektiert werden, wie wir es auch angedeutet haben, nämlich in Richtung der schlechthinigen Individualität der Sohnschaft Jesu Christi und der darauf korrelativ bezogenen Vaterschaft Gottes und in Richtung der Universalität der Herrschaft Jesu Christi oder der Herrschaft des Sohnes ebenfalls in der Entsprechung zu der Begabung dieser Herrschaft durch den Vater. In dieser Relationierung wird es notwendig werden, auszugehen bei der Näherbestimmung des Verhältnisses Jesu Christi als des Sohnes zu Gott als dem Vater mit der Gleichung gewissermaßen zu Beginn, und die in ihrer Bindigkeit so ernst wie möglich zu nehmen, daß nämlich Jesus zu Gott sich verhält strikte wie der Sohn zum Vater sich verhält. Und das hat ein Dreifaches an Bedeutung mindestens in sich, daß je für sich zu beachten gilt:

Zum ersten ist darin zum Ausdruck gebracht, daß der Sohn nur in der Relation Sohn-Vater er selbst ist. Die Identität des Sohnes ist eingebunden in diese Relation und abgesehen von dieser Relation gibt es keinerlei Identität für den Sohn. Das würde dann heißen, wenn die Gleichung gilt, daß Jesus nur im Sinne des Evangeliums und der Bezeugung durch die Schrift erkannt werden kann, wenn er in den Sohnesrelationen zu Gott verstanden und erkannt wird.

Und das hat zum zweiten die andere Konsequenz, daß auch von dem Vater nur so gesprochen werden kann in der nämlichen Relation. Auch der Vatersein hat sein Vatersein nur im Verhältnis zum Sohn. Beides sind Begriffe von absoluter Relationalität, die nie für sich genommen werden können, die nur in ihrer gegenseitigen Bezüglichkeit einen Sinn ergeben. Diese Wechselseitigkeit ist

freilich nur ein Element, das nicht verdecken kann eine andere Komponente in dieser Relation, die mindestens von gleicher Gewichtigkeit ist. Nämlich die Größe, die zu bezeichnen wäre als die unverzichtbare Einsinnigkeit in der Beziehung zwischen Vater und Sohn. Denn so gewiß es ist, daß der Sohn nicht außerhalb seiner Relation zum Vater und der Vater nicht außerhalb seiner Relation zum Sohn sind, was sie sind, so gewiß geht diese Beziehung nicht in gleicher Weise vom Sohn und vom Vater aus; sondern wenn es zur Konstitution dieser Beziehung kommt, ist die Errichtung, in der sie gestiftet wird, eine schlechterdings einzige und unumkehrbare. Die Relation ist eine, die durch den Vater gestiftet und vom Sohn wahrgenommen wird. Nicht aber ist der Sohn derjenige, der sich von sich aus in das Verhältnis der Sohnschaft zum Vater setzt, sondern nur durch die Rechtsmitteilung, durch die Berechtigung des Sohnes als Sohn durch den Vater kann der Sohn dieses sein Sohnesrecht und seine Sohneswirklichkeit konkret im Verhältnis zum Vater beantworten. Das heißt aber, daß offenbar diese Vater-Sohn-Relation, d.h. das Verhältnis Jesu Christi zu Gott eine Beziehungsstruktur von einseitiger Gegenseitigkeit ist. Im Hinblick auf den Ursprung und die Wirklichkeit dieser Beziehung ist zu sagen, daß sie exklusiv vom Vater ausgeht, eine Relation von Gott aus, die nie in umgekehrter Richtung zu lesen ist. Zum anderen aber muß als damit vereinigt und verbunden die Gegenseitigkeit als das nächste Strukturelement in diesem Relationsgefüge beachtet sein und d.h., daß im Hinblick auf das Ziel und die Wahrheit dieser Beziehung nur von einer radikalen und in keinem Punkt zu ~~et~~ ermäßigenden Wechselseitigkeit gesprochen werden kann. D.h., die Relation Vater-Sohn ist nur wahr in dem Maße, und das ist das Ziel ihrer Konstitution, daß der Sohn und der Vater in gleicher Weise sich in ihrer wesentlichen Bedeutung und in ihrer wesentlichen Funktion innerhalb dieser Relation verstehen. Bei dieser einseitigen Gegenseitigkeit handelt es sich, wenn näherhin diese Struktur beachtet wird, darum, daß offenbar, und das ist die Konsequenz, die in dieser Relationierung des Gottesnamens durch die Beziehung Vater-Sohn liegt, daß hier strikte von Gott niemals in dem einfachen Sinne gesprochen werden kann, daß er entweder nur als der Vater gedacht wird, oder nur als der Sohn. Im Sinne des Gottesnamens, wie er hier mit der Vaterbezeichnung für den christlichen Glauben verbindlich aufgerichtet ist, ist gesetzt, daß dieser Gottesgedanke notwendigerweise dipolarer Natur ist. Er kann nur gedacht werden, indem Sohn und Vater gedacht werden und niemals wird dieser Gottesgedanke seine Verbindlichkeit in der Richtung und im Sinne des christlichen Glaubens deutlich machen können, wenn auf diese ursprüngliche Wechselseitigkeit in der Wahrnehmung der Wahrheit des Gottesgedankens verzichtet wird. Das heißt, wenn es auf die Problematik des Erkennens bezogen ist, daß Gott nur so erkannt werden kann, daß der Vater als durch den Sohn offenbart verstanden wird, der Sohn nur erkannt wird als durch den Vater offenbart - und dies in strengster und genauester gegenseitiger Beziehung. Niemand, so spricht es ja das Joh. ev. aus, kennt den Vater als der Sohn und nur der Sohn vermag das Geheimnis des Vaters zu offenbaren. Aber es ist auch nicht so, daß etwa der Sohn sich selbst als der Sohn offenbaren könnte, sondern der Sohn bleibt gerade in seinem Offenbarungswerk im Verhältnis zum Vater auf die offenbarende Wahrheit des Vaters bezogen und angewiesen, so daß sein Zeugnis für die Wahrheit des Vaters in der Verborgenheit, d.h. in der Angewiesenheit seines Seins auf die Enthüllung und Bestätigung durch den Vater vollzogen wird.

Auf die Geschichte Jesu Christ gewendet heißt das, der Sohn offenbart den Vater in der Verborgenheit seines Jages bishin zum Kreuz und es ist das Ereignis der Auferweckung, das Osterereignis, wodurch der Vater den Sohn offenbart, so daß er nun, dieser auferweckte Gekreuzigte, als das offenbarende Subjekt der Vaterwirklichkeit und Vaterwahrheit verstanden werden kann. In dem Doppelereignis von Kreuz und Auferstehung sind diese beiden Linien des Offenbarungshandelns Gottes zusammengezogen: Als Sohn im Verhältnis zum Vater und als Vater im Verhältnis zum Sohn, und eine volle Erkenntnis des Vaters eben nicht vor dem vollendeten Abschluß der Geschichte Jesu Christi in der Auferweckung und Erhöhung. Wenn dieses Modell ernst genommen wird, verbietet es sich für die Theologie mit einer Gotteslehre etwa zu beginnen, die auf das einfache und absolute Wesen Gottes reflektiert. Wo dies stattfand - und die Tradition ist voll dieser Versuche -, das einfache Wesen Gottes zu explizieren, wo dieser Versuch stattfand, werden die elementarsten Voraussetzungen für die Erkenntnis Gottes in der Relation Vater-Sohn übersprungen und es wird eine Wahrheit und Weisheit der alten Theologie sträflich vernachlässigt, die darin immerhin zum Ausdruck gekommen ist, daß noch bis zu P. Lombardus, zum Beginn der Hochscholastik, man etwas davon wußte, daß der Gottesgedanke des christlichen Glaubens und der biblischen Überlieferung nur angemessen entfaltet werden kann, wenn er sofort trinitarisch entfaltet wird. So daß noch P. Lombardus mit der Trinitätslehre ansetzt und damit etwas festhält von der Jechselseitigkeit der Wahrheit Gottes in der Offenbarung des Sohnes durch den Vater und des Vaters durch den Sohn.

Mit diesen Problemen werden wir uns zu beschäftigen haben, wenn wir an die Auslegung der Ersten Bitte herantreten, an die Auslegung der Bitte um die Heiligung des Namens, denn unter dem Namen meine ich, könnte der Zusammenhang nicht anders verstanden werden als dasjenige, was sich aus der Konsequenz einer Besinnung auf die Anrede 'unser Vater' zwinglich ergibt. Die Bedeutung dieser Anrede durch die Sohnschaft Jesu Christi ist die genaue Kennzeichnung zwischen Sohnschaft Jesu Christi, von der erkannt wird, daß er, der Sohn, in der Sendung des Vaters steht. Wenn dieser Name also, unser Vater, konsequent auf seinen Grund bedacht wird, da dann ergibt sich genau diese Figur, die jetzt den Auftrag enthält, gewissermaßen Gottes Namen in der Doppelheit von Vater und Sohn so zu reflektieren, daß die Differenz von Vater und Sohn nicht eine Verweisung Gottes bedeutet, sondern daß diese Relation verstanden werden kann und verstanden werden muß als eine solche, in der sozusagen die Einheit Gottes allererst in ihrer gediegenheit, in ihrer Festigkeit und ihrer Unzerstörbarkeit verständlich und begreiflich wird.

Und dies wäre zu vollziehen in der Erkenntnis, daß der Name Gottes im Sinne des christlichen Glaubens und als Bezeichnung des ihm eigenen Gottesgedankens, daß dieser Name Gottes nicht anders gedeutet werden kann, denn als der Name des dreieinigen Gottes. Unter dem Namen Gottes und unter dem Titel des Namens Gottes wäre die Wirklichkeit des Dreieinigen zu reflektieren, und das ist die Aufgabe, die uns als nächstes beim Verständnis des Herrengabetes bei dieser ersten Bitte bevorsteht.

Dies also die Aufgabe, und ich würde meinen, daß Sie vielleicht einmal in der Literatur, die ich zu Beginn nannte, die einschlägigen Kapitel über Trinitätslehre zu lesen, damit eine Möglichkeit der Vergleichung besteht gegenüber dem, was ich in der nächsten Stunde auszuführen beginnen möchte.